
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 5. Bromberg, den 9. Januar. 1934

Winke, bunter Wimpel..!

Eine Fischergeschichte von der Kurischen Nehrung

von Alfred Karrasch.

(Schluß.)

Jetzt bin ich oben ... gleich, noch diese wenigen Schritte... Wenn ich jetzt die Augen hebe, dann sehe ich, wie der Sand in den Morgen wirbelt, wie die Düne zu atmen, wie sie zu dampfen beginnt... Alles ist so geblieben, ich fühle es, alles war treu ...

Und jetzt — ist er oben, auf dem Scheitel der Hochdüne ... Jaja, der Wind ist schon an der Arbeit ... der aufgewirbelte Sand knistert und klingt um ihn und nun... ich muß es wagen, einmal das alles wiederzusehen, die Heimat, das Dorf, den Wald, die See, das Haff und die Boote ... Einmal muß ich es wagen... Sein Herz geht gewaltig ...

Er sieht auf. Er sieht ... und nun sieht er alles ... da ist es ...

Und dort ist das Haff. Noch blank. Keine Boote draußen? Was ist denn, warum sind sie nicht draußen, haben sie gestern ein Fest gehabt ...?

Und dort ist der Wald. Und dort ist das Dorf. Nicht anders als immer. Wie rührend und still das hier alles die ganzen Jahre gewartet hat ...

Und **dort** ist mein Haus... Ja, und das dort, das unten am Haff, Giebel und Dach ist mein Haus ...

Da ist es wieder. Alles ... alles ... Nun habe ich alles wieder ...

Er steht und sieht. Er hat die Hände gefaltet.

Aber plötzlich, da ist wieder die wilde Angst. Was wird sein ...? Ihn fällt wieder diese wölfische Unruhe an ...

*

Das ist die Hölle. Nein, nein, ich kann es nicht ... ich kann nicht den graden Weg zu meinem Hause gehen, anklopfen ...

Der Christup, übernächtig, von Qual verhärmt, steht in dem schmalen Zugang, der von der Landstraße zu seinem Hause hinaufführt. Nein, nein, ich kann es nicht, und ich kann es nicht ...

Es schläft noch alles im Dorf. Auch hier im Hause scheinen sie noch zu schlafen... Wer schläft...? Herrgott, wer schläft, was werde ich finden in diesem Hause ...

Ja, jetzt fühle ich, was ich begangen habe. Wie ein Verfluchter jetzt vor dem Hause warten zu müssen ... Er macht einen Schritt vorwärts... nein, und um meiner Seligkeit willen, ich kann es nicht. Das geht über meine Kraft. Das ist das erste, was über meine Kraft geht, über jede Kraft...

, Doch ein Schritt vorwärts... nein, nein... aber was ist das..? Was steht dort am Fenster, säuberlich aufgebaut ... ein Paar Stiefel, Schuhe... können das ... nein, nicht der Maruck... Plötzlich bricht es wie ein Jauchzen aus ihm ... Seine Sonntagsschuhe ... er lebt ... seine Sonntagsschuhe ... das müssen, das können nur die Sonntagsschuhe des Jungen sein, die er da säuberlich auf der Fensterbank aufgebaut hat ...

Der Junge lebt ... er will nähertreten ... Was ist das ...? Er erschrickt ... Er hört Schritte im Haus ... Nein, nein, das kann ich nicht, ich bin schwach, ich bin übernächtigt ... Ich bin feige, ja, aber das kann ich noch nicht, jetzt nicht, ich kann mich nicht stellen ...

Er geht rasch am Hause vorbei die paar Schritte zum Strande, zum Boot.

Was — ist — das — —?

Hier aber ist doch etwas anders geworden ... Wo ist die „Marucke", das alte Boot ... Wo ist mein Boot ...? Ein neues Boot ...? und mein Name ...? Ist etwas geschehen ...? Wieder diese plötzliche furchtbare Angst ... Ein ganz neues Boot, aber am Vorderstéven steht doch mein Name ... „Christoph Peleikis" steht da, ist das mein Boot ...?

Ja, und das ist doch mein Boot... Ja, und der Junge lebt, sonst wäre das nicht... Dort oben am Mast dreht sich der alte Wimpel ... Mit dem Ruf nach dem Vater, mit dem Rufen nach mir ... Ja, dort oben dreht sich der alte Wimpel, „Kehr wieder!" ...

Schritte hinter ihm. Der Christup wendet sich um. Der Mik steht da, einen Packen Netze auf seiner Schulter. Neben dem Mik steht ein junger Mensch. Der Dow...? Nein, das ist nicht der Dow, das wird der Knecht sein, den sie — für mich — genommen haben ...

Der Mik steht da. Er ist weiß im Gesicht. Die ledrige Hand, mit der er die Netze hält, zittert.

Vor ihm steht der Fischer und starrt ihn an. Auch er ist ohne Blut im Gesicht. Gleich, gleich, jetzt wird die Entscheidung fallen.

Einer muß sprechen, und ich bin verflucht, das zuerst zu tun und zu fragen, denkt der Christup ...

Er sieht den Mik an, plötzlich hört er sich reden, und das ist ganz seltsam, **die** Frage, die er ihm, der Fischerwirt seinem Knecht, wenn sie am Boot waren, jeden Morgen, Morgen um Morgen stellte: „Ist — alles — klar — Mik —?"

Der alte Mik sieht ihn an. Langsam kommt es wieder wie Farbe in sein Gesicht. Er sackt ein wenig in sich zusammen. Aber um seinen Mund steht ein Lächeln. Er sagt leise und nickt: „Ja, es ist alles klar, Fischer ..."

Es fällt ab von Christup. Es ist wie eine Erlösung. Jetzt erst ist er wieder zu Haus und geborgen. Alles klar ... alles klar ... Alles wieder beim alten. Ja, die Heimat ist gut.

Der Mik ist zum Kahn getreten und hat den Packen Netze hineingeworfen. Da ist der Fischer schon neben ihm.

„Na, denn wollen wir mal nehmen und wieder mal rausgehen ..." sagt der Christup, und seine Stimme zittert. Er steigt in den Kahn.

„Jaja ... denn wollen wir mal nehmen und wieder rausgehen..." nickt der Mik. Die Tränen laufen ihm über die ledrigen Backen. Er stemmt sich gegen das Boot und nimmt die Leine weg

*

Sie haben die Netze ausgelegt und die tanzenden Fähnchen auf das Wasser gesteckt. Sie sind über die Weite des Haffs gezogen. Der Abend will kommen, nun aber sind sie auf der Heimfahrt.

„Kiek mal ein bißchen, mein Jung, dort vorne nach Land aus, ob du was siehst...“ hat der Mik den Jungen vorne zur Fock geschickt.

Er aber hat achtern beim Fischer gesessen, um ihm zu erzählen.

Also wie das war mit dem Dow, und wie der Junge gewartet hat. Und wie der Junge auf die Hochdüne gegangen ist, um zu warten. Und wie sie alle gesagt und getan haben, der Vater kommt nicht. Und wie der Dow immer bei seinem Stück geblieben ist: und der Vater kommt doch.

Und wie . . . ja, wie . . . Der Christup aber hat zugehört, kein Wort gefragt und dazwischengesprochen und hat immer mit starrem Blick in die Weite gesehen, nach der Düne und nach dem Dorf, das schon immer mehr am Horizont sich heraufschiebt.

Ja, und wie das mit dem neuen Boot gekommen ist, ja, und wie . . . Da hat der Mik einmal abgebrochen . . .

„Und — Marucke . . .?“ hat der Christup gefragt.

Der Mik hat ihm die Hand auf die Schulter gelegt: „Frag nicht, Fischer. Ist auch nichts zu fragen. Ist alles klar. Alles klar, Fischer. Kannst ruhig sein, und der Junge, der Dow, hat dir auch da das Haus gehütet . . .“

Sie sind gefahren und sind gefahren... und dort, sieh mal, Fischer, kannst ruhig dein Haus betreten, dort kommt immer höher das Ufer mit seinen Häusern heraus.

„Aber du wirst müde sein, Fischer. Hast ja auch nun genug das Ruder gehabt. Nun will ich dich mal ablösen, Fischer, laß mich mal ran . . .“

„Nein . . .“ ist der Christup aufgefahren und hat weiter das Steuer gehalten. Der Mik aber hat sich belacht: Das ist gut. Das ist gut so. Der läßt nun das Steuerchen nicht mehr los . . .

„Und sieh mal, Fischer... nun ist nicht mehr weit bis zum Strand. Und da ist nun dein Haus . . . und was sehe ich . . . Die Marucke ist am Strande, und ja, da neben ihr steht auch der Dow . . Na, Junge, Junge, na, wirst du Augen machen . . .“

*

Die Boote kommen. Die Boote kommen. Da sind die Frauen der Niddener Fischer am Strande. Ja, und da sind auch die Marucke und der Dow zum Strande gekommen. Denn das Wetter ist heute schön. Die Luft ist warm und das Sonnchen glänzt. Da ist es schön, anzusehen, wie die Boote wie große Vögel nach Hause kommen.

„Sieh mal, Mutterchen, da kommen sie schon...“ sagt der Dow und zeigt auf das Wasser hinaus, „und da ist auch unser Boot, Mutter . . .“

Die Boote kommen näher und näher . . . „Aber sieh mal, Mutter, wie unser Bootchen der beste Segler ist, weit, weit schiebt es sich vor den andern heraus . . .“

Ja, das läuft . . . wie das läuft... wie leicht das übers Wasser streicht, wie die Bugwelle spült . . . Schön, das Bootchen, und um besser zu sehen, legt der Dow in dem blendenden Licht der großen untergehenden Sonne die Hand vor die Augen . . .

Er steht und sieht . . . mit einemmal . . . ja, was ist das . . . Er nimmt die Hand von den Augen, sieht die Mutter an, will was sagen, dann hebt er wieder die Hand und schaut und schaut . . .

Ja, aber meine Augen sind doch hell und die schärfsten im Dorf... Augen, ja Augen habe ich doch, scharf wie der Vater . . . Aber das ist doch . . . das ist doch . . . sein Herz schlägt wild . . . das kann ja nicht sein... aber doch, aber das ist doch . . .

„Mutter . . .“

Die Mutter sieht ihn an: „Was hast du, Dow . . .“

„Mutter . . .“ Der Dow zeigt mit zitternder Hand über das Wasser zum Schiff . . . „Mutter, sieh doch nur . . .“

„Was denn, Dow...?“ Was hat der Junge? Was steht er da, mit aufgerissenen Augen, den Glanz eines seligen Lächelns auf seinem Gesicht . . .

„Mutter, sieh doch . . .!“ Und ja, ich hab' doch die schärfsten Augen, und ja, und das Segel, das braune Segel bläht sich. Und ja, wer steht dort am Steuer... und das kann doch nur einer sein . . . dieser Riese und diese Gestalt . . . und wer steht dort am Steuer im Boot, und so stehen, das kann doch nur einer . . . Ja, und wer steht da groß und gewaltig am Steuer, wen bringt das Schiff...?

Jetzt wendet sich der David zur Mutter und sagt nur, und das klingt fast ein bißchen verächtlich: „Na, und da ist er. Na, und ich habe euch das immer gesagt. Na, Mutter, und nun ist der Vater nach Hause gekommen...!“

*

Immer noch eine Weile müssen sie segeln, bis sie am Ufer sind.

Habt ihr gehört . . .? Der Christup Peleikis ist wieder da . . .!

Das geht wie ein Lauffeuer über den Strand. Das geht durch das Dorf. Ja, er ist da, dort draußen kommt er mit seinem Boot. Da kommen sie alle zusammengelaufen.

Jetzt aber ist das Boot, das am Vordersteven den Namen „Christoph Peleikis“ führt, als erstes von allen, als schnellstes von allen, am Ufer. Jetzt ist es da. Jetzt, knirschend, sein Mast verneigt sich, der Wimpel verneigt sich, schiebt es sich auf den Strand.

Der Christup steht immer noch gewaltig, am Steuer.

Nun ruft er, und das ist wieder die alte Herrenstimme, und die große Fahrt hat ein Ende, nun ruft er laut das Kommando: „Segel ab . . .!“

Die Segel fallen, das ist wie ein großes Flackern, zusammen.

Macht Platz da. Platz... Der Christup steigt nun ans Land.

Sie weichen zurück. Sie bilden nun eine Gasse.

Am Ende der Gasse aber, oben am Strand, stehen Marucke und Dow und sehen dem Christup entgegen.

Die Marucke weint still. Der Junge lächelt nur und hat die Hände gefaltet.

Der Christup, hoch und breit und ein Mann und ein Herr, wie er war, wie er ist, durchschreitet die Gasse.

Jetzt steht er vor seinem Weibe. Jetzt kniet er nieder vor ihr und sagt mit lauter Stimme: „Ich demütige mich vor dir. Vergib mir, Marucke . . .!“

Jetzt sieht er zu dem Jungen auf. Auch vor dem will er sich demütigen und zu ihm sprechen, was er zur Mutter gesagt hat.

Der aber lächelt nur. Der ist selig. Schon schlingt er die Arme um den Hals des Vaters und erstickt dessen Worte: „Vater . . . Vater . . .“

„Dow . . .“

Nun schlägt auch der Vater die Arme um seinen Jungen.

Die andern, die gelaufen gekommen sind, um zu sehen, stehen jetzt da herum und machen Gesichter. Die Frauen haben die Schürzen vor ihren Augen. Die Männer aber, was da gekommen ist, suchen das Weite ab . . .

Die Nehrung ist ein einziges großes Geleucht. Das flammt und das dampft von der Düne. Der Wind vom Haff geht rauschend im Wald, und über allem ist das große klare Gotteslicht wie ein Jauchzen.

Der David hält, hält . . . ich halte dich . . . den Kopf seines Vaters an seiner Brust. Was ist er selig. Nun ist der liebe Vater doch nach Hause gekommen.

Er hält den Kopf seines Vaters, und seine Augen sehen über alles hinweg. Er sieht aufs Haff. Er sieht aufs Schiff. Er sieht am Maste empor.

Im Sonnenwinde, oben am Maste . . . Im Sonnenwinde, daß seine kleine Flagge zittert und tanzt . . .

Kehr wieder! Und nun ist der Vater wiedergekehrt! Er hat gewinkt und gerufen. Und nun ist der Vater wiedergekommen.

Im Sonnenwinde, im großen Geleucht, dreht sich und winkt und flattert der bunte, lustige Wimpel . . .!

— Ende —

Frieden im Krieg.

Eine wahre Geschichte von Maria Wiera.

Schon so manche Begebenheit ist unter dem Titel „Krieg im Frieden“ geschildert worden. Wenn ich nun meiner kleinen Geschichte den umgekehrten Titel gebe „Frieden im Krieg“, so glaube ich dazu eine Berechtigung zu haben insofern, als wir als Daheimgebliebene immerhin ein gutes Stückchen Krieg miterlebten und vor allem auch als Nicht-

geflohene so vielen tapferen Kämpfern mitten im Kriegswüten ein wenig Frieden und Entspannung geben konnten.

Auf einem einsamen ostpreußischen Gutshof waren meine beiden Schwestern und ich unter dem Regiment eines strengen Vaters aufgewachsen, der einige Wochen vor Kriegsausbruch starb. Als der Krieg ausbrach, wollten wir drei Mädchen unsere achtzehn- und zwanzigjährige Kraft durchaus auch dem Vaterland zur Verfügung stellen, zumal auch zwei meiner Brüder ins Feld zogen. Zunächst konnten wir unseren Tatendurst nur an einem achttägigen Rotkreuz-Kursus in unserer Kreisstadt stillen. „Wenn das Vaterland euch braucht, wird man euch rufen", so entließ uns die Vorstandsdame. Stolz auf unsere neuerworbenen Kenntnisse zogen wir wieder nach Hause und waren fest davon überzeugt, daß das Vaterland uns brauchen würde. In unserer blühenden Jungmädchenphantasie sahen wir uns schon Wunden verbinden und Schmerzen lindern. Aber man rief uns nicht und wir konnten nichts tun als warten und mit dicht an die Erde gepreßtem Ohr das Näher- oder Fernerrücken des Kanonendonners verfolgen.

„Zum Auswachsen langweilig ist es, man muß versauern und erlebt nichts vom Krieg!" empörte sich die lebhafte Gerti, die Jüngste aus unserm Schwestern-Kleeblatt. „Abwarten", beruhigte Marga, die älteste von uns, die in Sorge um ihren Verlobten bangte, der den Russen gegenüberstand.

Wir ahnten nicht, wie bald wir richtigen Krieg erleben sollten. Der Kanonendonner wurde von Tag zu Tag lauter, ringsum setzte die Flucht ein. „Geflohen wird nicht", vereinbarten wir mit unsern Freunden vom Nachbargut, denn zu uns kommen die Russen doch nicht, da wir zu weit ab jeder Hauptchaussee wohnen". — Die Post blieb aus, aber die Gerüchte schwirrten um so schneller umher. Weiß Gott, woher sie immer kamen und durch wen! Noch ehe wir einen Kosaken gesehen hatten, wußten wir schon, daß sie die Mütze schief auf seitlichem Lockenkopf trugen und oft Gebrauch machten von ihrer so gefürchteten siebengliedrigen Eisenpeitsche, der „Nagaika".

Bis dann am 26. August 1914 die ersten Kosaken und andere russische Soldaten bei uns durchzogen. Scharenweise kamen sie, als wir gerade an der Leiche unseres Oberschweizers standen. Der war am Morgen des Tages in unserem Poststädtchen erschossen worden, als er sich geweigert hatte, den Russen sein Rad abzuliefern. So lag er als erstes für uns sichtbares Kriegsopfer da, und der Anblick erschütterte uns tief.

Und die Russen strömten durchs Dorf, unaufhaltsam, stundenlang, die ganze Nacht hindurch, als Marschmusik der Kanonendonner. Nun waren wir gänzlich von den Unsern abgeschlossen, täglich zogen Russen durch, in größeren und kleineren Trupps. Sie kamen auch in die Häuser und suchten nach Lebensmitteln und versteckten Männern. Über versteckte Männer verfügten wir nicht, denn mein nicht Soldat gewordener Bruder blieb eines Beinleidens wegen unbehelligt. Und mit Lebensmitteln wie Brot und Milch standen wir schon immer bereit, nicht etwa um dem Feinde Gutes tun zu wollen, sondern um nicht seinen Unwillen zu erregen. Wir sind dabei immer gut gefahren, denn außer einigen Ruppigkeiten der Kosaken wurde uns meistens freundliche Dankbarkeit gezeigt.

Das ging so acht Tage lang ganz erträglich, bis dann plötzlich der Russenstrom in entgegengesetzter Richtung einsetzte, also Rückzug! Die besten Pferde holte man aus dem Stall, die fettesten Ochsen wurden erschossen und zur Verpflegung mitgenommen, die Russen zogen nicht mehr geordnet, sondern in wilden Trupps daher, sie waren grob und drohend und beschlagnahmten alles, was sie in der Eile finden konnten. Von Tag zu Tag wurde es schlimmer, bis dann am 3. September plötzlich eine deutsche Ulanenpatrouille vor uns stand.

Deutsche! Es läßt sich schwer beschreiben, mit welchem Glücksgefühl wir diese ersten deutschen Soldaten begrüßt haben. Endlich erfuhren wir die Wahrheit über den Stand des Krieges, nachdem uns die Russen das Unglaublichste vorgelogen hatten. Auf unsere bangen Fragen tröstete uns ein Ulan treuherzig: „Nur noch wenige Tage, dann kommen nur noch Deutsche, und die Russen werden zum Teufel gejagt!"

Dann pfiffen die ersten Gewehrkugeln ums Haus, und während sich deutsche und russische Patrouillen beschossen, flogen wir in den schützenden Keller. Bald darauf verstummte die Schießerei und es waren wieder Russen da, die in nervöser Hast bald abzogen. Vier Tage lang wechselten so die deutschen und russischen Patrouillen sich ab, mit und ohne Schießerei. Und dann folgte der letzte und frecklichste Tag unserer Russenzeit.

Schon frühmorgens setzte ein gewaltiger Russenstrom ein, viele Kosaken durchsuchten das Haus. Und als unser Hausmädchen von einem Kosaken vergewaltigt wurde, versteckten wir drei Mädels uns vor dem weiteren Russenansturm.

Nun war unser Gutshaus ein recht altes Haus mit tiefen, dunklen, unbenutzten Hohlräumen zwischen Zimmerwänden und Balkenlage. Und in solcher einer „Okel", wie's ostpreußisch heißt, — versteckten wir uns nun. Ängstlich wartend saßen wir, — da plötzlich fühle ich es unter mir wanken. Mit viel Getöse, umgeben von undurchsichtigen Schuttmassen, rutsche ich in die Tiefe, fühle mich irgendwo landen, während Marga oben meine Hände festhält. Im Glauben, ich hinge freischwebend, rief sie immerfort: „So nehmt sie mir doch ab!" Währenddessen sprang unser sonst so mutiges Küchenmädchen wie irrsinnig gegen die Tür, ohne sie in ihrer Angst aufzubekommen, dabei verzweifelt schreiend: „E Granat, e Granat!" Erst als mein Bruder, von dem Krach angelockt, vor mir stand, wagte ich es, von meinem Thron herabzusteigen. Nun erst sah ich's: die morsche Decke hatte nachgegeben, ich war in die Küche auf den Backofen gesegelt, und meine stattliche Länge von 1,80 Meter reichte gerade dazu aus, daß ich mich an der Durchbruchstelle hätte halten können. Ohne mir Zeit zur Säuberung zu nehmen, stieg ich schuttbeladen und ganz benommen wieder in unser Versteck.

Genutzt hätte dies „durchsichtige" Versteck nun wohl nicht mehr, es war aber auch nicht mehr nötig, denn mittlerweile waren die letzten 60 Russen von fünf deutschen Radfahrern vertrieben worden. Als diese uns zu unserm größten Leidwesen auch wieder verlassen hatten, wurden Dorf und Hof und Garten nochmals von Russen besetzt, aber ins Haus kam niemand mehr. Nach ängstlich durchwachter Nacht kam dann unser Befreiungstag, der 8. September.

„Die Deutschen kommen, die Deutschen kommen!" so jubelte es auf der Dorfstraße, und stundenlang, ohne Ende, zogen nun unsere Feldgrauen durch: Kavallerie, Artillerie, Infanterie. Während unsere Hausmädchen immer wieder neue Vorräte herausschleppten, standen Marga, Gerti und ich auf der Dorfstraße und teilten Milch, Brot, Obst, überhaupt alles, was Küche und Keller nur hergab, an Offiziere und Mannschaften aus, wie es eben traf. War das nur herrlich, sie alle ein wenig erfreuen zu können und schnell etwas vom Krieg zu hören. Es fuhren sogar einige Geschütze am Wald und auf den kleinen Bergen auf, die aber bald wieder weiter vorgeschoben wurden. Das Nachbargehöft wurde in Brand geschossen, die Wagen standen bepackt zur Flucht bereit da, falls wir auf militärische Anordnung hätten räumen müssen. Ach, es war ja so aufregend alles, — aber doch so wunderschön! Wir durften ja Deutsche betreuen.

Es kamen die ersten Leichtverwundeten, und wir stürzten uns mit Feuereifer auf unsere armen Opfer, um ihnen mit ungeschickten, vor Aufregung zitternden Fingern den ersten Notverband anzulegen. Russen sahen wir von diesem Tage an nur noch in gefangenem Zustand.

Am Abend dieses unseres Befreiungstages hatten wir dann Sanitätsoffiziere mitsamt ihrer Kolonne in Quartier. „Aber, gnädige Frau", wurde meine Mutter vorwurfsvoll bestürmt, „Sie haben Ihre jungen Töchter hierbehalten und nicht immer versteckt?" Noch heute sehe ich das hilflos verlegene, mädchenhafte Erröten meiner guten Mutter. „Ach, Herr Oberstabsarzt", kam ein junger Unterarzt protestierend meiner Mutter zu Hilfe, „wollen wir uns doch freuen, daß wir endlich mal nicht nur verlassene Gehöfte, sondern auch Daheimgebliebene finden, und noch dazu so reizende junge Damen!" Sie genossen dann auch alle voll Freude ein paar Stunden friedlichen Ausruhens und Umsorgtwerdens.

Staunend hörten wir zum ersten Male den Namen „Hindenburg", und daß wir ihm unsere Befreiung von den Russen zu verdanken hatten. Es gab ein Erzählen ohne Ende vom Kriegsgeschehen und auch von unsern Erlebnissen. Daß wir die Ausklänge des gewaltigen Geschehens bei Tannenberg miterlebt hatten, wußten wir erst später.

Am nächsten Morgen verließ uns die Sanitätskolonne wieder, und wir gaben ihnen wohl eine halbe Stunde das Geleit. Nie hat unser einsamer, bescheidener Landweg solchen Hochbetrieb gesehen wie in diesen Tagen. An beiden Wegrändern war die nachziehende Bagage aufgefahren, und die Feldpost. Überall standen Feldküchen, überall wurde gebraten und gekocht. Und nun waren wir bei unsern Feldgrauen zu Gast. „Fräulein, kosten Sie doch mal", „Fräulein, hier schmeckt's aber lecker!", so riefen sie durcheinander. Und wir tranken Kaffee und Kakao, aßen Kartoffelpuffer, kosteten Beefsteaks — bis wir fast Leibweh hatten. Das war ein schönes, friedliches Lagerleben mitten im Kriegstreiben, umgeben von fernen Brandwolken. Und immer wieder hieß es: „Vorrücken, weiter!", immer wieder lösten nachfolgende Trupps die abziehenden ab. Wenn sie erhitzt und ermüdet auf der staubigen Landstraße anmarschierten, freuten sie sich alle, wenn sie im schattigen Park ausruhen konnten und von uns so freudig verpflegt wurden.

Und dann kam der 18. September, den ich wohl immer als den schönsten Tag in meinen Kriegserinnerungen verbuchen werde. Da ritten die 4. und 5. Schwadron des xten Dragoner-Regiments bei uns ein. Zu unserer großen Freude wurde uns erklärt, daß die Dragoner zwei Ruhetage bei uns bleiben wollten. Ein geschäftiges Treiben ging nun an mit Lagerbereiten und Essenbesorgen. Was hatten wir doch plötzlich für eifrige Helfer bei allen häuslichen Arbeiten. Beim Abendessen präsidierten dann meine Mutter und mein Bruder bei den Offizieren, während der Herr Rittmeister die Einjährig-Kriegsfreiwilligen in die Obhut von uns drei Schwestern abkommandiert hatte. Sehr zu unserer Freude, denn die Herren Offiziere waren zu alt für uns und — reichlich steif. Harmlos-fröhlich ging's in unserer Tafelrunde zu. Gerti hatte wie immer gleich mehrere Verehrer für sich zu buchen, sogar einen früheren afrikanischen Farmer gab's darunter. Die Braut unter uns, die sanfte, hübsche Marga, wurde voll zurückhaltender Bewunderung angestaunt. Und ich? O, ich bemerkte mit heimlicher Freude, daß der stattlichste Dragoner-Freiwillige (wenigstens nach meinem Geschmack war er das!), der blonde Julius Georg, recht oft zu mir herübersah und sich fast nur mit mir unterhielt!

Sie haben mir dann alle in mein „Poesie-Album" geschrieben. Ja, bitte, so ein „fürchterlich unmoderner Behälter für Gefühlsduselei" wurde damals noch hoch in Ehren gehalten. Von Poesie war ja in den Verschen aus rauher Kriegerhand nicht viel zu lesen, und doch war und bin ich noch so stolz auf die Inschriften, als ob sie ein Goethe geschrieben hätte. Als erster schrieb mein heimlich verehrter Held Julius Georg hinein:

„Es ist eine allzu wahre Erwägung:
Im Kriege das erste ist die Verpflegung.
Drum wer in F . . . . . . liegt,
Dessen Partei hat glänzend gesiegt!" —

[illegible] anderer Krieger schrieb:

„Ich hab' in manchem Quartier gesessen,
Ohn' was zu trinken, ohn' was zu essen.
Doch hier hab' ich so gut gegessen,
Daß ich den Krieg und alles vergessen!" —

Den Krieg und alles vergessen! Ja, wirklich, für kurze Stunden hatten wir alle, Soldaten und Daheimgebliebene, den Krieg fast vergessen. Sogar ein bescheidenes kleines Tänzchen machten wir mit unseren Kriegern auf deren große Bitten, und da tanzte plötzlich auch der gestrenge Herr Rittmeister mit und entpuppte sich als ein froher, gemütlicher Mensch.

„Wer von Ihnen ist denn nun die Jungfrau Maria?" wollte er wissen. „In der Nachbarschaft wurde mir erzählt, das hier eine Tochter des Hauses den russischen Offizieren auf den Mittagstisch gefallen wäre, so daß die sich bekreuzigend aufgesprungen wären und gedacht hätten, die Jungfrau Maria wäre vom Himmel gefallen." Also solche Legende hatte der Volksmund, besonders da ich Maria heiße, um meinen tragi-komischen Unfall gebildet. Lachend wurde der Irrtum aufgeklärt, und nun wollte der Herr Rittmeister das Versteck sehen. Eine wahre Kriegskarawane erstieg unsere alte, ehrwürdig knarrende Treppe zum Hausboden, und staunend wurde der Durchschlupf besichtigt. Als dann ein Offizier in gutmütigem Spott meinte: „Na, Rittmeisterlein, da können Sie nicht durch", kannte das Rittmeisterlein kein Halten mehr und zwängte prustend und stöhnend seine Wohlbeleibtheit hindurch. Triumphierend stand er in der dunklen „Okel", aber nun zurück! Zweimal setzte er an, nein — es ging nicht. Das rittmeisterliche Bäuchlein hatte durch die Kriegsstrapazen eben noch nicht allzu viel an Umfang eingebüßt und wollte sich solche beengende Marter nicht noch ein zweites Mal gefallen lassen. Schließlich griffen starke Freiwilligenhände helfend zu — und da hatte die Schwadron denn auch bald ihren fidelen Rittmeister wieder. —

„Muß i denn, muß i denn zum Städtle hinaus", pfiff und summte es am nächsten Morgen wehmütig in Haus, Hof und Garten, und uns allen wurde eine große Enttäuschung zuteil, da unsere Dragoner Befehl zum sofortigen Aufbruch nach Galizien bekommen hatten. Schnell gab ich auf seine Bitte Julius Georg noch mein Lieblingsbuch mit auf den Kriegspfad, und mit einem Blick, der mich vor Freude rot werden ließ, versicherte er mir: „Wenn ich lebend aus dem Krieg heimkomme, bringe ich Ihnen das Buch selber wieder, Maria!"

Und wieder gaben wir unseren Kriegern das Geleit, während es in Strömen regnete. „Zum Abschiednehmen just das rechte Wetter" war! —

Nie mehr habe ich etwas von Julius Georg gehört. — Nun bin ich schon elf Jahre glücklich verheiratet. Unendlich freuen aber würde ich mich, wenn ich etwas über das Ergehen meines Helden aus meiner Jungmädchenzeit hören würde. Gar zu gern wüßte ich, ob er lebend aus diesem jahrelangen Ringen heim kam oder ob er abberufen wurde zu der großen Armee dort oben.



Bunte Chronik

Ein Maurer als preisgekrönter Dichter.

Wiens neueste literarische Entdeckung ist der 37jährige Maurer Karl Jantsch, der sich anläßlich eines Preisausschreibens für das beste Hörspiel als Dichter von hohen Qualitäten entpuppt hat.

Eine durch den Wiener Rundfunk verbreitete Melodie sollte jeden, der sich dazu befähigt fühlte, zur Abfassung eines Hörspiels anregen. Der erste Preis wurde einem Professor Otto Wanetschek zuerkannt, der zweite dem Handwerker Karl Jantsch, der zum erstenmal im Leben zur Feder gegriffen hat, um sich an diesem Preisausschreiben zu beteiligen. Der Erfolg war außerordentlich, denn seine Arbeit wurde unter den eingesandten 300 Hörspielen, die zum Teil von der Hand bekannter, routinierter Autoren stammten, mit als die beste befunden.

Jantschs Hörspiel trägt den Titel „Das Lied im Lager" und soll, obwohl es ein Erstlingswerk darstellt, in bezug auf Inhalt und technischen Aufbau vorzüglich sein. Der Verfasser hatte sich bei Kriegsausbruch freiwillig zum Militärdienst gemeldet, kämpfte an der russischen Front mit und geriet 1915 in Gefangenschaft. Die Erlebnisse dieser Zeit haben ihn auch zu seinem Werk angeregt. Ein wirkliches Ereignis, das er beim Bau der berüchtigten Murmanbahn miterlebt hat, lieferte ihm den Entwurf zu seinem Hörspiel.

Der Inhalt ist folgender: Ins Gefangenenlager wird mit einem Transport ein neuer Insasse eingeliefert. Die Leidensgenossen drängen sich um ihn, wollen Neuigkeiten aus der Heimat wissen. Die Lagerkapelle spielt ein Lied. Der „Neue" horcht auf, wird von einer Erinnerung gepackt und erzählt seinen Kameraden von einem Erlebnis in der Heimat, in dem eine junge Frau die Hauptrolle spielt. Einer der Soldaten war gerade dabei, einen Brief an seine Gattin in die Heimat zu schreiben. Und nun erfährt er aus dem Munde des nichtsahnenden Gefangenen, daß es seine eigene Frau war, die ihm in der Heimat die Treue gebrochen hat. Langsam erhebt er sich, schreitet gegen den Ausgang des Lagers zu, überhört absichtlich das scharfe „Halt!" der Wache und sinkt dann, tödlich getroffen von der Kugel des Wachtpostens, zu Boden.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.